

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Dom Altsein und vom Jungwerden.

Eine kleine Geschichte von Rudolf Kleinecke.

Wie die Jugend ihr gutes Recht hat auf kraftvolle Lebensbetätigung, so hat das Alter sein Recht auf ruhjames Rasten. Nur ist ein großer Unterschied zwischen den beiden. Jugendkraft, Lebensfreude und Schaffensdrang, die sind von selber da: ungerufen als ein Selbstverständliches — wie das Blühen der Obstbäume im Frühling, wie ein schöner Sommertag. Das ruhjame Rasten aber will erst gelernt sein. Denn das ist nicht wie das wohlige Ausruhen am Feierabend eines arbeitsreichen Tages — es ist eine erzwungene Ruhe, ein müdes Entfagen. Auf den Feierabend folgt ja doch immer wieder ein Tag mit neuem Planen, Hoffen und Schaffen — der Feierabend des Lebens aber bringt nichts mehr als ewig nur immer dasselbe entsagende Hindämmern, dieses Warten auf etwas, dem man keinen Namen geben mag. Denn im letzten Grunde ist es doch nichts anderes mehr als ein Warten auf das Sterben . . .

So wenigstens will dem Hartelsbauer die Sache erscheinen. Lange genug hat er sich gestraubt gegen das Altwerden, ob ihm auch der Rücken krumm und die Füße steif geworden waren von der doppelten Last der Jahre und der harten Bauernarbeit. War ja doch sein Bub, der Franzl, auch noch im Haus, der packte schon ordentlich zu mit seinen jungen Fäusten, und das Anschaffen verstand der Alte noch ebenso gut wie in seinen besten Zeiten. In den Gedanken, daß ein anderer da an seine Stelle treten sollte, daß ein anderer den „Herrn“ spielen sollte, konnte sich der alte Hartelsbauer nicht hineinfinden. Und wenn der andere auch sein eigener Bub war. Denn grade nur den Anordnungen eines Zweiten folgen, tun, was der anordnete, dazu dünkte sich der Alte viel zu gut. Da wäre er ja schier nichts Besseres gewesen als grade nur ein unbezahlter Knecht . . . Oder aber bloß zuschauen sollen, wie die übrigen arbeiteten und schafften, und selber die Hände in den Schoß legen? Dann war er schier überflüssig geworden auf der Welt . . .

Endlich mußte sich der Hartelsbauer aber doch dreinfinden. Sein Franzl wollte nicht Verzicht leisten auf sein gutes Jugendrecht, sich das Leben zu gestalten nach eigenem Fühlen und Wollen. Der wollte auch seinen Maientag und seine Sommerfreude. Und die glaubte er nicht eher finden zu können, bevor er nicht die Everl vom Edlachner als sein Eheweib auf den Hartelsbauernhof geführt hatte. Immer dringender wurden seine Vorstellungen, immer verlockender die Schilderungen, wie gut es den alten Eltern gehen sollte, sobald sie ihm einmal die Sorge um die Wirtschaft übertragen und selber nichts mehr zu tun hätten, als gut zu essen und zu

trinken, sich auszuruhen und zu pflegen. Es nützte auf die Dauer kein Widerstand mehr. Endlich wurde doch die Everl Hartelsbäuerin und der Franzl hatte seinen Sonnenchein im Haus. Die beiden Alten aber zogen ins Ausnahmstüberl, hatten nichts mehr zu tun als gut zu essen und zu trinken und sich auszuruhen. Und wußten nun plötzlich, was sie bislang nicht hatten zu geben wollen: daß sie alt geworden waren. Alt und unbrauchbar. Ueberflüssig auf der Welt . . .

Die Jungen hatten es nicht acht. Die hatten viel zu viel zu schaffen im Haus und auf den Feldern, als daß ihnen die mürrische Verdrossenheit der alten Leute zum Bewußtsein gekommen wäre. Und waren dabei so eingesponnen in ihr glückseliges Verliebtsein, daß ihnen das Leben auch beim trübsten Regenwetter wie ein einziger herrlicher Sonnentag erschien. In der Wirtschaft gedachten sie manches zu erneuern und zu verbessern, was ihnen hell in die Welt blickenden Augen als schlecht und rückständig vorkam. Der Franzl hatte während seiner Militärzeit ja gar vieles gesehen und kennen gelernt, was sich nun ganz gut auf ihre Verhältnisse übertragen ließ. Und auch die Everl hatte ihre ersten Erfahrungen, trotz Jungsein und lachendem Uebermut. Mit wichtig tuenden Mienen, schier wie die alten Bauern, wenn sie zu einer „Sizung“ im Gemeindehause zusammenkamen, besprachen sie des Abends immer ihre verschiedentlichen Pläne — mit lachenden Gesichtern gingen sie jeden Frühmorgen an die Ausführung. Und hatten die Freude, zu sehen, daß ihr Vornehmen kein unbedachtes, ihre Arbeit keine zwecklose war. Was gut war am Ueberkommenen, das ließen sie bestehen. Wo es sich durch Besseres erzeigen ließ, da trugen sie kein Bedenken, es zu opfern. So ruhte der Segen auf all ihrem Beginnen und die Wirtschaft ging in die Höhe, daß es eine Freude war.

Eine Freude für sie — nicht aber für die grämlichen Alten. Denn sonderbar — wenn der Hartelsbauer in früheren Tagen einmal darüber nachgedacht hatte, wie es wohl werden sollte, wenn er den Hof mit allem Drum und Dran dem Sohne übergeben hätte, da war immer so eine geheime Angst in ihm aufgestiegen: junges Blut hat raschen Sinn, das bedenkt nicht lang, ob sein Beginnen gut sei oder schlecht . . . Wie leicht kann da eine Sache fehlschlagen, wie schnell ist unter Umständen abgewirtschaftet, was Vater und Großvater ausgerichtet hatten in jahrzehntelangem Mühen . . .

Der Hartelsbauer hing mit stolzer Liebe an dem angestammten Besitz. Und doch hätte er es nun beinahe lieber gesehen, wenn dem Sohne nicht alles so geraten wäre, wie es tatsächlich der Fall war. Nur daß er hätte darauf hinweisen können: „Siehst du, Franzl, wir Alten haben unsre Sach' doch auch verstanden! Hätt' st

nit brauchen gar so zu drängen mit der Uebergab'. Wär' für dich besser gewesen und für den Hartelshof auch . . ."

Immer tiefer spann sich der Alte in seinen verbissenen Drog, in sein mürrisches Gehaben. Ihm schmeckte kein Essen mehr, der tiefe, ruh-same Schlaf von früher wollte sich nicht mehr einstellen, nicht einmal die geliebte Pseife bot ihm mehr ein Vergnügen oder eine Ablenkung. Wohl war ihm nur, wenn er im Ofenwinkel des Ausnahmstüberl saß und über die jungen Leute ein Gemaul haben konnte. Sein Weib wackelte



Wohl war dem Alten nur, wenn er im Ofenwinkel des Ausnahmstüberl saß.

dann immer verständnisvoll mit dem Kopfe dazu, und was er etwa vergessen wollte, das wußte sie aufs genaueste dazuzutun. Alt waren die beiden Leute geworden. Recht alt . . .

So vergingen die Tage, die Wochen, die Monate. Da geschah es einmal, daß der Franzl schon in aller Hergottsfriihe zu dem Alten in die Stube gestürmt kam.

„Was is's denn? Brennt's?" schrie die Mutter und richtete sich erschrocken im Bette auf.

Aber der Franzl beruhigte sie rasch. „Das wohl nit. Nur der Eberl ist so viel schlecht heut. Und da wollt' ich sagen: wenn die Mutter so gut sein tät', das Frühstück kochen . . . Und vielleicht auch das Essen richten . . .“

Verdroffen legte sich die alte Frau in die Kissen zurück. „Und wegen dem schreckst einen auf, als wann 's Haus schon z'sammenstürzen tät'?" grämte sie. „Gar so arg wird's mit der Krankheit wohl nit sein! War ja gestern noch pumperlg'sund, die Eberl.“ Und nach einer Weile fügte sie mürrisch hinzu: „Na, geh nur. Ich steh' schon auf und geh' kochen. Schmecken

wird's euch wohl nit — ihr seid's ja jetzt eine andere Kost g'wohnt.“

Der Franzl machte ein verwundertes Gesicht zu diesem Reden. Aber er hatte keine Entgegnung darauf. Nur an den Vater wandte er sich noch: „Ich spring' schnell ins Dorf 'nunter zum Doktor . . . Wann der Vater so gut sein tät' und derweil ein bißl auf d' Wirtschaft schau'n . . . 's Vieh is noch nit versorgt — und 's Heu von der Waldwiesen sollt' auch heut noch eing'führt werden . . .“

Ereget wartete er auf eine Antwort. Da aber der Vater nur ein unverständliches Gebrumm von sich gab, wandte er sich ungeduldig ab und lief wieder aus dem Zimmer, um nachzusehen, ob es der Eberl schon besser wäre. Und als nach einer langen Weile endlich die beiden Alten langsam hinübergestapft kamen, sprang er in flinken Schritten davon, um den Doktor zu holen.

Rascher als der Franzl zu hoffen gewagt hatte, war das Kranksein seines Weibes gut geworden. Nach drei Tagen schon durfte sie aus dem Bette und konnte wieder ihren Verrichtungen nachgehen. „Aber ein bißl obacht geben wird nicht schaden!“ mahnte der alte Doktor. „Hast dich gewiß zu viel überarbeit' g'habt, daß d' hast ins Bett müssen. Bewegung machen ist ja gut — aber vorsichtig sein dabei und nit Schweres heben! In dem Zustand passiert sonst leicht was, was dir und dem Kindl schaden könnt'.“

So wandte sich der Franzl wieder an die alten Eltern mit der Bitte, auch weiterhin in der Wirtschaft mitzuhelfen, bis die Eberl über ihre schwere Stunde hinweggekommen sei. Und sie willfahrten ihm stillschweigend. Die Mutter kochte, der Vater bastelte in der Wirtschaft herum. Aber es war keine Freudigkeit in ihrem Beginnen. Und wenn sie des Abends im Ofenwinkel des Ausnahmstüberl hockten, wurden sie nicht müde, über die jungen Leute zu schimpfen, die heutzutage schon gar nichts mehr wert seien. Und über die Mühsal der Alten, die sich plagen mußten wie der letzte Dienstbot, statt daß sie endlich ihre wohlverdiente Ruhe genießen könnten . . .

Nun mußte der Franzl doch merken, was er in seinem jungen Glück und Schaffenseifer bislang nicht gesehen hatte. Und eines Tages fragte er den Vater geradezu: „Fallt euch jetzt schon recht schwer, das Arbeiten, gelt ja? Aber schau — lang dauert's ja nimmer. Bis nur erst das Kindl da sein wird und die Eberl wieder g'sund is, dann sollt's schon auch wieder euer Ruh' und Ordnung haben.“

Der Alte lachte gereizt auf. „Bis das Kindl da sein wird . . . Du stellst dir das auch noch anders vor, als so eine Sach' in Wirklichkeit is. Wart nur, wirst noch deine blauen Wunder erleben! So ein Bamberletsch stellt ein ganzes Hauswesen auf'n Kopf! Da wird dann erst recht der Teufel los sein!“

Dem Franzl war's, als hätte sich ein plötzlich Gewölk über seinen schönen Maienitag gebreitet. Die Unlust der Alten, das blasse Gesicht der Everl, die Angst vor der schweren Stunde — das drückte und bohrte in ihm, daß er zu keinem ruhigen Ausatmen, zu keinem frohgesinnten Lachen mehr kommen konnte. Müde fühlte er sich plötzlich, als wäre er selber schon alt und schwach geworden . . .

Aber immer wieder raffte er sich zusammen. Arbeitete schier für zwei vom frühen Morgen bis in den sinkenden Abend, und wenn er mit seinem Weibe beisammen war, dann zwang er seinem Gesicht eine lachende Miene auf und wußte immer allerhand lustige Sachen zu erzählen, daß nur ja die Everl nicht auch noch verzagt und mißsüchtig werden sollte. Bis in ihr Ausnahmstüberl hinüber hörten die Alten oft sein lustiges Reden. Und ärgerten sich darüber, wie sie sich über alles ärgerten, was immer die Jungen beginnen mochten.

Eines Abends ging es besonders lebhaft zu dort drüben. Nur war es diesmal kein lustiges Plaudern und Lachen, sondern ein aufgeregtes Hin- und Wiederlaufen und ab und zu ein scheues leises Flüstern.

Am Vormittage schon war „die Frau Meier“ mit ihrer großen Tasche vom Dorf heraufgewackelt gekommen — die führte nun den Oberbefehl im Haus. Wie ein Stabsfeldwebel von anno dazumal wußte die zu kommandieren; alles was Hände und Füße hatte, mußte laufen und springen, bis alles so geordnet war, wie die gestrenge Frau es wollte. Und da dann endlich alles zur Zufriedenheit erledigt gewesen, hatte sie die beiden Alten kurzerhand in ihr Ausnahmstüberl geschickt. „Jetzt brauch' ich euch nit mehr um mich,“ hatte sie erklärt. „Steht einem eh nur jed's im Weg' rum. Der Franzl soll da in der Stuben bleiben — den ruf' ich mir schon, wann ich was brauch'.“

So waren sie gegangen und hatten sich in ihren Ofenwinkel verkrochen. Man brauchte sie ja nicht mehr . . . Standen so nur im Weg

herum . . . Jetzt, wo sie sich wieder einmal todmüde gearbeitet hatten . . .

Schweigend und verdrossen duselten sie vor sich hin. Stunde um Stunde. Kaum daß es sie recht berührte, was dort drüben vorging. Einfach fortgeschickt hatte man sie — sie zählten dort drüben nicht mehr mit . . . Und wenn erst das Kindl da sein wird, dann sind sie vollständig überflüssig geworden auf der Welt . . . Ach ja, es ist ein rechtes Kreuz, wenn der Mensch einmal alt geworden ist!

Ein rascher Schritt schreckte sie plötzlich auf aus ihrem grämlichen Hindämmern. Der Franzl war's. Und in der Türe schon rief er ihnen aufgeregter zu: „Mutter! Vater! Schnell kommt's

rüber — ich zeig' euch was!“

Er wartete gar nicht, bis sie sich endlich faul aufgerekelt hatten, — kaum daß er den Kopf zur Türe hingestreckt hatte, wandte er sich schon wieder um und sprang wie ein übermühtiger Bub in langen Säßen den Weg zurück. In der Wohnstube erst hielt er ein, deutete auf die Türe der Schlafkammer und legte den Finger auf den Mund.

„Aber stad sein, daß's mir's Kindl nicht verschrecken tuts!“ Dann faßte er sie an den Händen und führte sie



Wie im Traum wiederholte der alte Vater die Worte und starrte mit großen Augen auf das winzige Dinglein.

an die Wiege seines Kindes. „Da schaut's her, Vaterleut', — der jüngste Hartelsbauer!“

„Der jüngste Hartelsbauer . . .“ Wie im Traum wiederholte der alte Vater die Worte und starrte mit großen Augen auf das winzige Dinglein, das da wie ein Kößerl in die schneeweissen Kissen gebettet lag. „Der jüngste Hartelsbauer . . .“

Ganz still war's in der Stube. Nur das leise Atmen der kranken Frau hörte man und das noch leisere des Kindeins. Und in diese Stille hinein lispelte der alte Mann: „Ein Hartelsbauer — freilich wohl ein Hartelsbauer. Aber schau nur, Mutter, — die Augen, die blauen, die hat er von dir. Und überhaupt — gleichschau'n tut er dir, wie aus 'm Gesicht g'schnitten.“

„Aber geh!“ machte die Bäuerin und schob ihn sacht beiseite, um besser sehen zu können.

Sie wollte es nicht glauben und war doch ganz selig, daß das Kindlein da ihre Züge tragen sollte. Immerzu starre sie nieder auf das kleine Wunder. Immerzu. Sie fand nun selber voll Stolz und Freude, daß das Kindlein ihr gleiche „wie aus dem Gesicht geschnitten“. Trotzdem sie eigentlich gar nichts Rechtes mehr sah. Denn immerzu trübten ihr die Freudentränen den Blick, bis sie langsam niederrannen über die wulken Wangen.

Da richtete sie sich endlich auf und hob den Blick zu ihrem Manne. „Daß wir das noch haben erleben können! Daß wir die Freud' noch erlebt haben!“ Und der Everl streichelte sie mit zitternden Fingern über das blasse Gesicht. „Ist dir besser jetzt, ja? Halt ein bißl schwach noch, gelt? Na wart', das wird schon auch vergehn. Ich werd' dich schon aufpapperln, daß d' wieder zu Kräften kommst und daß d' deine roten Wangerl wieder kriegst! So blaß derfst mir nit bleiben, mein lieb's Everl, du!“ Wie ein verliebtes Dirndl hing sie sich an ihren Mann. „So eine Freud'! Gelt ja — so eine Freud'! Du, ich mein' schier, die können wir gar nit überleben. Oder wenigstens nit lang . . .“

„Geh weg!“ wehrte der Alte mit frohem Lachen. Und hatte dabei selber die Augen naß. „Wie kannst denn so daherreden? Jetzt g'reut mich 's Leben erst wieder! Jetzt stirb ich justament noch lang nit!“ Und er püßte sie in die Seite, wie er es immer gern getan, da sie selber noch junge Leute gewesen waren.

Der Hartelsbauer hat Wort gehalten. Und hält immer noch Wort. Er stirbt jetzt justament noch lange nicht! Hätte auch gar keine Zeit dazu. Er nicht und sein Weib auch nicht. Sie haben jetzt beide den ganzen lieben langen Tag zu denken, zu sorgen, zu schaffen, daß es nur dem kleinen Franzler an nichts fehle, so daß ihnen am späten Abend noch die Zeit immer viel zu kurz geworden ist. Dabei geht die Bäuerin der Everl in der Wirtschaft an die Hand, und der Bauer hilft seinem großen Franz in Hof und Feld, als ob sie königlich bezahlt würden dafür. Ueber dem holden Wunder des kleinen Kindleins haben sie ganz vergessen, daß sie alt geworden waren. Und so sind sie wieder jung geworden.

Soll ich oder soll ich nicht?

Ein Schwank von Ludwig Aurbacher.

Eine alte Witwe von siebzig Jahren bekam den Einfall, noch einmal zu heiraten. Ehe sie sich jedoch entschloß, diesen Schritt zu machen, wollte sie vorerst die Mutter Gottes, Maria vom guten Rat, fragen, was sie dazu sage, ob ja oder nein. Sie ging daher in einer Nachmittagsstunde in die Kirche und kniete und

betete vor dem Altar der Mutter Gottes vom guten Rat und sprach laut, daß sie's hören mochte: „Sag, soll ich noch 'mal heiraten, oder soll ich nicht?“ Die Mutter Gottes aber schwieg und sagte weder ja noch nein. In den folgenden Tagen kam sie wieder zur Stunde, wo sie niemanden in der Kirche glaubte, und betete und fragte, sie erhielt aber wieder keine Antwort. Indessen hatte sie der Mesner, der ein Schelm war, insgeheim belauscht. Der ging her und machte außer der Zeit am Christkindlein, das die Mutter Gottes auf dem Schoße hatte, eine Vorrichtung, daß er den Kopf nach Belieben wenden konnte. Des andern Tages kam das heiratslustige alte Mütterlein wieder in die Kirche und vor den Altar, und sprach: „Sag, soll ich heiraten, oder soll ich nicht?“ Sieh, da bewegte sich das Haupt des Kindleins, als wollte es sagen, nein. Das Fraulein lugte, was es lügen konnte, und rieb sich die Augen; aber wie sie wieder hinschaute und abermals fragte: „Soll ich, oder soll ich nicht?“ da schüttelte das Kindlein abermals den Kopf, als wollte es sagen, du sollst nicht. Darüber wurde das Weib schier zornig, und es sprach zum Kindlein: „Was geh't's denn dich an, du G'schnapperl!*) Wenn's nur der Mutter recht ist!“

Meister Pfriem.

Von Wilhelm Grimm.

Meister Pfriem war ein kleiner, hagerer, aber lebhafter Mann, der keinen Augenblick Ruhe hatte. Sein Gesicht, aus dem nur die aufgestülpte Nase hervorragte, war pockenarbig und leichenblaß, sein Haar grau und struppig, seine Augen klein, aber sie blickten unauhörlich rechts und links hin. Er bemerkte alles, tadelte alles, wußte alles besser und hatte in allem recht. Ging er auf der Straße, so ruderte er heftig mit beiden Armen, und einmal schlug er einem Mädchen, das Wasser trug, den Eimer so hoch in die Luft, daß er selbst davon begossen ward. „Schafskopf,“ rief er ihr zu, indem er sich schüttelte, „konntest du nicht sehen, daß ich hinter dir herkam?“ Seines Handwerks war er ein Schuster, und wenn er arbeitete, so fuhr er mit dem Draht so gewaltig aus, daß er jedem, der sich nicht weit genug in der Ferne hielt, die Faust in den Leib stieß. Kein Geselle blieb länger als einen Monat bei ihm, denn er hatte an der besten Arbeit immer etwas auszufehen. Bald waren die Stiche nicht gleich, bald war ein Schuh länger, bald ein Absatz höher als der andere, bald war das Leder nicht hinlänglich geschlagen. „Warte,“ sagte er zu dem Lehrjungen, „ich will dir schon zeigen,

*) D. i. Schnippsche Person, Schnippscher Junge!

wie man die Haut weich schlägt," holte den Riemen und gab ihm ein paar Hiebe über den Rücken. Faulenzler nannte er sie alle. Er selber aber brachte doch nichts vor sich, weil er keine Viertelstunde ruhig sitzenblieb. War seine Frau frühmorgens aufgestanden und hatte Feuer angezündet, so sprang er aus dem Bett und lief mit bloßen Füßen in die Küche. „Wollt ihr mir das Haus anzünden?“ schrie er, „das ist ja ein Feuer, daß man einen Ochsen dabei braten könnte! Oder kostet das Holz etwa kein Geld?“ Standen die Mägde am Waschfaß, lachten und erzählten sich, was sie wußten, so schalt er sie aus: „Da stehen die Gänse und schnattern und vergessen über dem Geschwätz ihre Arbeit. Und wozu die frische Seife? Heillose Verschwendung und obendrein eine schändliche Faulheit: sie wollen die Hände schonen und das Zeug nicht ordentlich reiben.“ Er sprang fort, stieß aber einen Eimer voll Lauge um, so daß die ganze Küche überschwemmt ward. Nichtete man ein neues Haus auf, so lief er aus Fenster und sah zu. „Da vermauern sie wieder den roten Sandstein," rief er, „der niemals austrocknet; in dem Haus bleibt kein Mensch gesund. Und seht einmal, wie schlecht die Gesellen die Steine aufsetzen. Der Mörtel taugt auch nichts: Riez muß hinein, nicht Sand. Ich erlebe noch, daß den Leuten das Haus über dem Kopf zusammenfällt.“ Er setzte sich, tat ein paar Stiche, sprang aber wieder auf, tat sein Schurzfell ab und sagte: „Ich will nur hinaus und den Leuten ins Gewissen reden.“ Er geriet aber an die Zimmerleute. „Was ist das?“ rief er, „ihr haut ja nicht nach der Schnur. Meint ihr, die Balken würden gerade stehen? Es weicht einmal alles aus den Fugen.“ Er riß einem Zimmermann die Axt aus der Hand und wollte ihm zeigen, wie er hauen mußte, als aber ein mit Lehm beladener Wagen herangefahren kam, warf er die Axt weg und sprang zu dem Bauer, der neben ihm herging. „Ihr seid nicht recht bei Trost," rief er, „wer spannt junge Pferde vor einen schwerbeladenen Wagen? Die armen Tiere werden Euch auf dem Platz umfallen.“

Der Bauer gab ihm keine Antwort, und Pfriem lief vor Aerger in seine Werkstatt zurück. Als er sich wieder zur Arbeit setzen wollte, reichte ihm der Lehrlinge einen Schuh. „Was ist das wieder?“ schrie er ihn an, „habe ich euch nicht gesagt, ihr solltet die Schuhe nicht so weit ausschneiden? Wer wird einen solchen Schuh kaufen, an dem nichts ist als die Sohle? Ich verlange, daß meine Befehle getreulich befolgt werden.“ — „Meister," antwortete der Lehrlinge, „Ihr mögt wohl recht haben, daß der Schuh nichts taugt, aber es ist derselbe, den Ihr zugeschnitten und selbst in Arbeit genommen habt. Als Ihr vorhin aufgesprungen seid, habt Ihr ihn vom Tisch herabgeworfen, und ich habe

ihn nur aufgehoben. Euch könnt' es aber ein Engel vom Himmel nicht recht machen.“

Meister Pfriem träumte in einer Nacht, er wäre gestorben und befände sich auf dem Wege nach dem Himmel. Als er anlangte und an die Thür klopfte, öffnete der Apostel Petrus und wollte sehen, wer Einlaß begehrte. „Ach, Ihr seid's, Meister Pfriem," sagte er, „ich will Euch wohl einlassen, aber ich warne Euch, daß Ihr nichts tadelt, was Ihr im Himmel seht; es könnt' Euch übel bekommen.“ — „Ihr hättet Euch die Ermahnung ersparen können," erwiderte Pfriem, „ich weiß schon, was sich ziemt, und hier ist, Gott sei Dank, alles vollkommen, und nichts zu tadeln wie auf Erden.“ Er trat also ein, ging in den weiten Räumen des Himmels auf und ab, sah sich nach allen Seiten um, schüttelte aber zuweilen mit dem Kopf oder brumnte etwas vor sich hin. Indem erblickte er zwei Engel, die einen Balken wegtrugen. Es war der Balken, den einer im Auge gehabt hatte, während er nach dem Splitter im Auge anderer suchte. Sie trugen aber den Balken nicht der Länge nach, sondern quer. „Hat man je einen solchen Unverstand gesehen?“ dachte Meister Pfriem; doch schwieg er und gab sich zufrieden: „Es ist im Grunde einerlei, wie man den Balken trägt, geradeaus oder quer, wenn man nur damit durchkommt, und wahrhaftig, ich sehe, sie stoßen nirgends an.“ Bald hernach erblickte er zwei Engel, welche Wasser aus einem Brunnen in ein Faß schöpften; zugleich bemerkte er, daß das Faß durchlöcherig war und das Wasser von allen Seiten herauslief. „Alle Hagel!" pläzte er heraus, „bestann sich aber glücklicherweise und dachte: „Vielleicht ist's bloßer Zeitvertreib; macht's einem Spaß, so kann man dergleichen unnütze Dinge tun, zumal hier im Himmel, wo man, wie ich schon bemerkt habe, doch nur faulenzet.“ Er ging weiter und sah einen Wagen, der in einem tiefen Loch stecken geblieben war. „Kein Wunder," sprach er zu dem Mann, der dabei stand, „wer wird so unvernünftig aufladen? Was habt Ihr da?“ — „Fromme Wünsche," antwortete der Mann, „ich konnte damit nicht auf den rechten Weg kommen, aber ich habe den Wagen noch glücklich heraufgeschoben, und hier werden sie mich nicht steckenlassen.“ Wirklich kam ein Engel und spannte zwei Pferde vor. „Ganz gut," meinte Pfriem, „aber zwei Pferde bringen den Wagen nicht heraus, viere müssen wenigstens davor.“ Ein anderer Engel kam und führte noch zwei Pferde herbei, spannte sie aber nicht vorne, sondern hinten an. Das war dem Meister Pfriem zuviel. „Tolpatsch," brach er los, „was machst du da? Hat man je, so lange die Welt steht, auf diese Weise einen Wagen herausgezogen? Da meinen sie aber in ihrem dünnelfhaften Uebermut, alles besser zu wissen.“

Er wollte weiter reden, aber einer von den Himmelsbewohnern hatte ihn am Kragen gepackt und schob ihn mit unwiderstehlicher Gewalt hinaus. Unter der Pforte drehte der Meister noch einmal den Kopf nach dem Wagen und sah, wie er von vier Flügelpferden in die Höhe gehoben wurde.

In diesem Augenblick erwachte Meister Pfriem. „Es geht freilich im Himmel etwas anders her als auf Erden,“ sprach er zu sich selbst, „und



Unter der Pforte drehte der Meister noch einmal den Kopf nach dem Wagen und sah, wie er von vier Flügelpferden in die Höhe gehoben wurde.

da läßt sich manches entschuldigen, aber wer kann geduldig mit ansehen, daß man die Pferde zugleich hinten und vorne anspannt? Freilich, sie hatten Flügel, aber das hatte ich nicht bemerkt. Es ist übrigens eine gewaltige Dummheit, Pferden, die vier Beine zum Laufen haben, noch ein Paar Flügel anzuhängen. Aber ich muß aufstehen, sonst machen sie mir im Haus lauter verkehrtes Zeug. Es ist nur ein Glück, daß ich nicht wirklich gestorben bin.“

Der Handwerksbursch.

Eine schlichte Geschichte vom Kaiserstuhl von Wilhelm Fladt.

„Jesses! Konrad! Da außen liegt einer!“ rief die Broni erschrocken ins Haus hinein, wie sie eben in der Herrgottsmorgenfrüh die Haustür aufgeschloßen hatte. Sie war in der Tat ganz ordentlich erschrocken.

Der Küßer-Konrad schob bedächtig die Porzellanpfefse in den andern Mundwinkel und schritt bedächtig die paar Stufen in den dämmerigen Hof hinunter.

„Nichtig! Da lag einer! Er rüttelte ihn — er schüttelte ihn — der Mann tat nur einen stöhnenden Schnauer.“

Ein Weilschen betrachtete ihn der Küßer-Konrad, dann schob er behutsam den einen Arm unters Genick, den andern unter die Knie des Fremden.

„Mach einmal die Tür auf!“ rief er ins Haus hinüber.

„Jesses nein, Konrad! Du wirst den Mann doch nit ins Haus hereinbringen?“ wehrte die Broni ab.

„Mir wie Blas!“ entschied kurz der Küßer. „Und schließ einmal die Dachkammer auf!“

„Aber wenn doch heut oder morgen der Konradli von der Wanderschaft heimkommt?“ wandte die Küßerin ein, besorgt, daß dann ihr Aeltester eines Nachtlagers vermangle.

Es half nichts. Der bewußtlose Handwerksbursch ward in das für den Konradli frisch überzogene Bett gelegt. Der Küßer-Konrad stieg mit dem Krüglein in den Keller hinunter und die Broni mußte dem kranken Gesellen ein Weinsüpplein kochen.

„Konrad! Konrad! Was machst auch für Sachen?“ versuchte die immer noch bedenklich erwägende Hausfrau. „Hättst ihn doch auch dem Bürgermeister bringen können! — Wir mit unsern elf Kindern!“

„Basta! Amen!“ sagte drauf ruhig der Konrad und löffelte seine Brentnsuppe. „’s ist auch ein Christenmensch wie wir mit unsern elfen!“

„Ja, ja!“ wagte noch einmal die Broni. „Am Erd’ ist’s aber ein Lutherischer!“

„Wird deiner katholischen Bettlad’ auch nichts machen!“ brummte fast ein bißchen belustigt der Küßer, wischte den Suppenlöffel am Wamszipfel ab und stieg mit der dampfenden Weinsuppe in die Dachkammer hinauf.

Nach einer halben Stunde kam er wieder herunter und stellte die leere Schüssel auf den Küchenschrank.

„Er heißt Pantaleon!“ warf er dabei so beiläufig hin. „Brauchst dir keine Sorgen machen, Mutter! Lutherische Pantaleone gibt’s nit!“

In der Nachbarschaft schüttelten sie die Köpie. „Die sollen vor ihren Türen kehren!“ sprach der Küßer-Konrad kurz und bündig.

Der Bürgermeister und der Ratschreiber machten ihm Vorhaltungen. Von wegen der Armenunterstützung, sagten sie.

„So!“ antwortete der Küßer. „Wenn’s ein angeschossener Rehbock gewesen wär’, dann wär’ er auf Gemeindskosten vermezelt worden! ’s ist ein Mensch, ihr Männer!“

Selbst der alte Pfarrer wiegte bedenklich den klugen Graukopf.

„Ihr habt elf Kinder, Konrad!“ betonte er. „Weiß, Herr Pfarrer!“ war die Antwort. „Wo elfe satt werden, langt's auch für zwölf!“ Die alte Pfarrschwester schickte hie und da ein kräftig Süpplein hinüber. Der Gemeinerechner kam mit einem Erhebungsbogen. Der Konrad schob ihn zur Haustür hinaus: Die Gemeind' solle ihre Bazen behalten. 's tät' beim Küfer-Konrad eineweg langen, trotz der elf.

Nur die Broni wagte hie und da einen Einwand. „Mutter,“ sprach dann der Küfer, „wenn dein Konradli als Handwerksbursch einmal an

froh gewesen anno zehni, wo mir einer im Rheinland drunten meinen kaputen Knochen wieder zurechtgepflegt hat. Der hat's auch um einen Gottslohn getan. Wird uns auch nit umbringen! Was meinst, Broni?“

Die Broni hat nur glücklich auf ihren Buben geschaut und hat gesagt: „In Gott's Namen denn!“

Dann sind alle zwei Konradli alle Tag in der Mittagspause und abends nach Feierabend droben im Dachkämmerlein beim kranken Pantaleon gefessen. Und in der Zwischenzeit hat einmal das Marieli und einmal das Gustavli, ein



„Jesses nein, Konrad! Du wirfst den Mann doch nit ins Haus hereinsbringen?“ wehrte die Broni ab.

einem schönen Morgen vor einem Scheuervort läg'? Und wenn sie dann erst in sechzehn Registern und Listen und Amtsakten nachschlagen wollten? Und wenn sie dann erst aus hundert Gesegern heraussuchen würden, wer den Konradli erhalten müßt'? — Nein, nein, Mutter, wir wollen selber barmherzig sein, daß wir hoffen können, daß auch einmal jemand dem Konradli barmherzig wär', wenn er in eine üble Lage käm'!“

Wie er dann richtig heimkam, der Konradli, der hat nit lang Federlesens gemacht, wie der kranke Gesell in seinem Bett gelegen ist.

„Laßt ihn ruhig liegen, den armen Teufel!“ hat er gesagt und hat sich einen Strohsack in den Altoven geschleift.

Der Vater hat dem Konradli auf die Achsel geklopft: „So ist's recht, Dicker! Ich bin auch

andermal das Zenzli oder der Gregorli nach dem Gesellen geguckt. Die Broni selbstverständlich auch.“

Aber alle Tag ist's mit dem Burschen weniger worden. Da hat ihm der Küfer-Konrad einmal an einem Abend so etwas umschweifig zugesprochen, man sollt' einmal an seine Verwandtschaft schreiben. War aber niemand in der weiten Welt, der da in Frage gekommen wäre, denn mütterseelenallein stund er da, der arme, kranke, blutjunge Mensch.

„Siehst, Mutter,“ erzählte es drunten in der Stube warm und treu der Küfer, „wer hätt' sich denn dann um den armen Teufel kümmern sollen?“

„Es wird bi Gott recht sein, wie du's gemacht hast!“ gab die Broni ihrem Eheherrn recht.

Und es war auch recht so. An einem Abend, als das Konradli beim Pantaleon oben in der Dachkammer saß und man den alten Küfer noch drunten im Hof herumhämmern hörte, hub der Kranke schweratmend an: „Konradli, du mußt mir einen Gefallen tun!“

„Ei freilich!“ gab treuherzig der junge Mann zurück. „Was ich dir helfen kann!“

Und nun überreichte der Kranke seinem jungen Freund einen verschlossenen Brief mit dem Auftrag, ihn ohne Vorwissen des Vaters dem Bürgermeister zu bringen.

Zwei Tage drauf, wie sie dem Pantaleon sein Morgenüpplein hinaustrugen, war in der Nacht Gebatter Tod zu Besuch im Haus gewesen.

Just am selben Morgen, grad wie der Küfer-Konrad zum Pfarrer gehen wollte, die Leich' zu bestellen, kam der Bürgermeister die Staffel herauf.

Wie sie die dann miteinander in der großen Stube im Herrgottswinkel saßen, die beiden Männer, legte der Ortsregent dem Küfer-Konrad eine Quittung auf den Tisch, lautend auf über achthundert Gulden Kapital und fünfundvierzig Gulden Zins.

„Ja, was ist das?“ fragte verwundert der Küfer.

„Stell dich nit so, du Duckmauser!“ gab etwas verärgert der Ortsregent zur Antwort. „Wirst's wohl gewußt haben, was es mit dem Gesell für ein Bewenden hat. Wirst ihm lang genug um den Bart gekraßt haben, bis du es gehabt hast!“

„Um's Herrgotts Seligkeit willen! Ich weiß von nichts!“ horchte erschrocken der Küfer auf. „Sprecht deutlicher, Bürgermeister!“

„Machet doch nit so!“ gab der Bürgermeister zurück. „Aber wenigstens reden könntet Ihr mit ihm, daß er unserer Gemeind' ein paar Gulden hinterläßt, um eine Krankenschwester anzustellen — oder so was! Hat er doch auch in unserer Gemeind' so ein fürjorglich Gastrecht gefunden!“

„Ja — meint Ihr — den — Pantaleon?“ ging dem Konrad auf einmal eine Erkenntnis auf. „Um's Himmelsgotts willen — Bürgermeister, sagt — was ist passiert? Der Pantaleon hat doch nit?“

Ei freilich hatte er. So im Verlauf seines sechswöchigen Krankenlagers hatte er herausbekommen, daß die Familie seines barmherzigen Hauswirts und Pflegers eine Hypothekenschuld drückte, die sie um die achtundvierziger Zeit herum auf ihr Anwesen hatte aufnehmen müssen, und für die sie schon zwei Jahre den Zins schuldig seien. Es war eben auch selbiger Zeit kein Schleck, sich mit elf Kindern durchs Leben zu beißen.

Bald klärte sich's auf. Der Pantaleon war da unten irgendwo aus dem Rheinheffischen

gewesen und hatte noch bei Lebzeiten heimlicherweise Kapital und Zins der Hypothekenschuld seines Pflegerwirts bezahlt. Ueberdies hatte er in einem eigenhändigen Testament die Bestimmung getroffen, daß seine übrige Hinterlassenschaft, so an die tausend Gulden, dem Küfer und Weinflicher Konrad Hurftiger zu Zechtingen am Kaiserstuhl als rechtmäßiges Erbe zufallen solle.

Wie der Küfer-Konrad dem Toten in seiner Werkstatt selber das Kreuz und den Sarg zu rechtgehobelt hat, sind ihm ehrliche Tränen die Backen heruntergerollt. Bei der Leiche sind alle dreizehn der Konradstippe dabei gewesen. Und das ganze Dorf hat's gewundert, daß dabei neben dem Küfer-Konrad der Bürgermeister gelaufen ist.

Es hatte ein ungenannt sein wollender Wohltäter dem Bürgermeister zu Zechtingen hundert Gulden rheinischer Währung mit der Bestimmung übergeben, daß dies der Grundstock sein solle für die Kosten der künftig anzustellenden Gemeindefrankenschwester.

Die Buben und die Maidsen des Küfer-Konrad sind alle 'was Rechtes geworden in der Welt, und auch heute noch, nach siebzig Jahren, heißt immer einer in der Familie Pantaleon, in Erinnerung an des Großvaters Handwerksburschen.

Apotheker Scheibles Brautwerbung.

Eine Liebesgeschichte aus ernster Zeit.

Von Kurt Schede.

I.



oher der Apotheker Karl Philipp Scheible eigentlich stammte, war in Kaltlustheim, dem wohlhabenden Spargel- und Hopfenstädtchen zwischen Mannheim und Karlsruhe, nicht zu ermitteln gewesen. Die einen erzählten, sein Vater habe als Gastwirt im Taubergrund sich ein

nettes Vermögen erworben und daraufhin seinen einzigen Buben die Apothekerei studieren lassen; nach anderer Ansicht — und diese vertrat auch der Bürgermeister Eduard Scholterer — hatte die Wiege des Pharmazenten im Elsaß gestanden, wo den immer deutsch gebliebenen Eltern das Geld durch einen schwinghaften Weinhandel in den Schoß gefallen war. Genaueres wußte niemand. Nur daß Herr Karl Philipp Scheible eines Tags in Kaltlustheim erschienen war und nach kurzem Hin und Her die Apotheke „Zum silbernen Greifen“ für runde fünfzigtausend Taler erstanden hatte, war eine nicht zu bezweifelnde Tatsache.

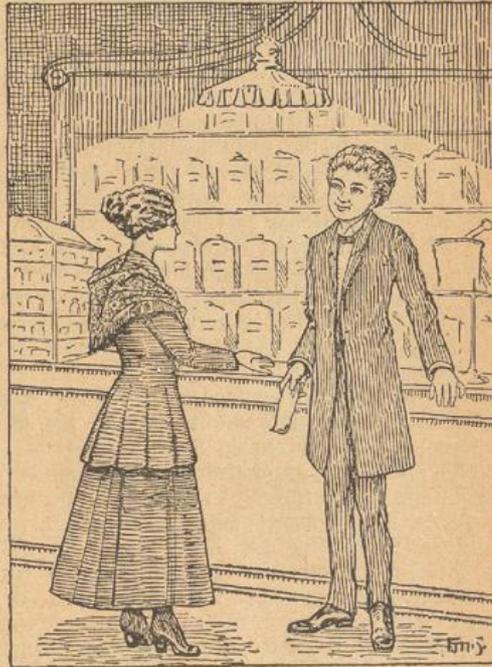
Unter den derben rheinpfälzischen Bürgern und Bauern nahm Apotheker Scheible sich selbst genug an. Die jungen Damen im Ort kicherten jedesmal, wenn sie des Herrn in seiner Offizin oder draußen am Bach beim Angeln ansichtig wurden. Er war weder klein noch groß, jedoch von wunderlicher Gestalt. Auf langen, dünnen Beinen, die werktags in grauen und sonntags in braunen Tuchhöschen steckten, saß ein magerer Körper, über dem sich ein runder, üppig behaarter Kopf wie ein wohlgegoßener Kirchturmknauf erhob. Die Last dieses ansehnlichen Schädels war so beträchtlich, daß er im Lauf der Jahre sich gegen die linke Schulter geneigt hatte, so daß man denken konnte, Apotheker Scheible sei immer in Trauer oder trage sich mit niederdrückenden, unlösbaren Gedanken. Eines aber — das mußten selbst die spöttischen Altklustheimerinnen anerkennen — war wirklich hübsch an diesem Apotheker. Das waren seine großen, wasserblauen Augen, die still und ernst die Welt betrachteten und einen Goldglanz ausstrahlten, der seinen Ursprung nur in einer reinen und gütigen Seele haben konnte.

Im Hause des Apothekers ging es bescheiden zu. Eine tüchtige Wirtschaftlerin, die Minna Demuth aus Muckenhaß bei Wiesheim, besorgte dem Junggesellen den Haushalt und wußte durch ihre Umsicht und Handfertigkeit die wenigen Bedürfnisse ihres Lohnherrn leicht zu befriedigen. Daneben waltete Eberhard Säpple als Stöber, Kräuterjammler, Fischwächter, Gärtner und Kellermeister seines ebenso vielseitigen, wie verantwortungsvollen Amtes. Ohne dieses Faktotum, das früh und abends zur Hand war, hätte der Apotheker gewiß nicht noch Zeit gehabt, neben seinem Beruf als Wohltäter der Kranken und Schwachen von Kaltlustheim und Umgebung sich auch noch seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Dichten, zu widmen.

Ja, in der Tat, Karl Philipp Scheible, Besitzer der Apotheke „Zum silbernen Greifen“ in Kaltlustheim, war ein Dichter. Wenn abends die letzten Rezepte erledigt waren und Säpple die Apothekentür von innen verriegelt hatte, zog Scheible sich in seine Stube neben der Offizin zurück und dichtete. Er schrieb Novellen, Stützen und Verse, verschah sie mit seinem Dichternamen Joachim Bürger und schickte sie an Zeitungen und Zeitschriften ein. Manches wurde als unbrauchbar zurückgegeben, vieles aber erblickte das Licht der Welt, und dann war jedesmal Frühlingsstimmung in der Apotheke. Der Stöber Eberhard Säpple durfte sich einen besseren Schoppen im „Rappen“ oder im „Grünen Hopfen“ gönnen, der Haushälterin Minna Demuth wurde ein Abendbesuch bei der benachbarten Freundin ohne Schwierigkeit erlaubt, und er selbst, der lorbeergekrönte Poet, saß in seinem Stuhl bei einem edlen Pfälzer Tropfen und las die ge-

druckte Arbeit sich selbst mit warmer Betonung vor.

Auch heute hatte das Glück den Dichter geküßt. Ein angesehenes Schwäbisches Kunstblatt hatte seine Verse „Zwischen goldenen Lehren“ veröffentlicht und ihm eine Nummer mit dem Mosenkind zugesandt. In freudiger Bewegung faltete der Apotheker das Blatt auseinander. Auf Seite achtzehn, unter einem Bild von Johannes Gerber, das ein wogendes Kornfeld zeigte,



Sein Mißmut verwandelte sich jedoch sehr schnell, als er sich einer jungen Dame gegenüberfah.

standen die wenigen, schlicht empfundenen Strophen. Der hübsche, sorgsame Druck tat dem Auge des Lesers wohl. Mit scheinbarer Liebkosung strich er über das glatte Papier und las mit leiser Stimme, was er vor Monaten, als das Jahr noch im Wachsen war, geschrieben hatte:

Durch goldne Lehren geht mein leiser Schritt,
Tiefroter Mohn neigt sich mir fromm entgegen,
Am Himmel schwebt ein Verchentriller mit
Und trägt mir zu der Stunde reichen Segen.

Still ist's um mich . . .

Die Stimme des Lesenden brach ab. Ein starkes Läuten der Nachtglocke zerriß die Andachtstunde und jagte den ernüchterten Dichter zur Apotheke, vor der gewiß ein dickköpfiger Bauer mit einem Rezept stand. Sein Mißmut verwandelte sich jedoch sehr schnell in freudiges Staunen, als er nach Öffnung der Tür sich einer jungen Dame gegenüberfah.

„Verzeihung, Herr Apotheker, wenn ich so spät noch störe. Herr Doktor Berthes schickt mich mit diesem dringenden Rezept.“

Im Strahlenglanz der über dem Rezeptiertisch hängenden Lampe erkannte der Apotheker in der Besucherin die Tochter des Bürgermeisters Eduard Scholterer. Das dreißigjährige taufrische Mädchen, das er oft bei seinem Gang zum Fischwasser oder in den Straßen Kaltlustheims mit innerem Wohlbehagen beobachtet hatte — natürlich nur im geheimen und mit der ihm angeborenen Scheu — trug heute zu einem schlichten, grauen Kleid ein buntes Tuch auf den Schultern, das seinen zierlichen Kopf mit dem kastanienbraunen Wellhaar wie mit roten und blauen Blumen umspann.

„Wo fehlt es denn, mein gnädiges Fräulein?“

Ein sorgenvoller Blick traf ihn. „Die arme Mutter hat einen neuen Anfall gehabt. Herr Doktor Berthes hält ihn diesmal leider für ernst.“

Der Apotheker stellte den runden Kopf noch etwas schräger als sonst und sah der späten Besucherin mit einem warmen Blick in die Augen. „Nur nicht den Mut verlieren, verehrtes Fräulein, dann trägt sich alles leichter im Leben. . . Nun zeigen Sie mal.“

Mit Kennerblick überflog er das weiße, engbeschriebene Blatt und machte sich an die Erledigung des umfangreichen Rezepts.

Während er hier einen Kasten aufzog und dort eine Büchse von den Regalen nahm, um die verschiedenen Medikamente zusammenzustellen, saß Fräulein Helene still auf ihrem Stuhl und sah den flinken Bewegungen des Schaffenden zu. Sie hatte ihm gegenüber kein sehr gutes Gewissen. Oft hatte sie über das ängstliche Wesen des Apothekers gelächelt und seine grauen und braunen Höschen bespöttelt. Und gar erst seine seltsame Lebensführung! Statt wie die anderen rechtschaffenen Honoratioren Kaltlustheims im „Grünen Hopfen“ Tarock zu spielen oder zu politisieren, saß er in seiner alten, immer nach Kräutern duftenden Apotheke und trieb Gott weiß was für Unsinn. Oder er lief zum Bach in die Felber und angelte stundenlang nach elenden Fischen, als ob er das nötig gehabt hätte. Und schließlich die wunderliche Gestalt . . . das magere Körperchen . . . der dicke Wollkopf . . .

Die junge Dame sah von den Händen des Arbeitenden weg, der eben auf einer feinen Wage ein weißes Pulver gewissenhaft abwog, und schaute, lecker werdend, ihm fest ins Gesicht. Mit Staunen stellte sie plötzlich fest, daß der so vielen unbegreifliche Mensch tatsächlich von seltnem Adel war. Sein verträumtes, ausdrucksvolles Antlitz war weder häßlich, noch verbissen. Im warmen Lampenlicht hatte sein dunkles Haar einen schimmernden Glanz, und seine Augen unter der hochgewölbten Stirn waren von strahlender Bläue. Wie kam es nur, daß dieser kaum vierzig-

jährige Mann so weltfremd und menschenfremd war?

Der Apotheker schob die fertigen Pulver in eine Schachtel. „Und nun noch eins, verehrtes Fräulein,“ begann er ruckweise, stockend, als zwänge er sich zu einem Geständnis, „lesen Sie manchmal Gedichte?“

„Wenn sie hübsch sind, Herr Apotheker, gewiß,“ gab sie verwundert zurück.

„Das müssen Sie selber beurteilen.“ Mit hastigem Griff riß er sein eigenes Gedicht aus der neben ihm liegenden Zeitschrift, legte es zu dem Kästchen und wickelte alles in ein mit goldenen und silbernen Sternchen punktiertes Papier. „So, Fräulein Scholterer. Und gute Besserung der werten Frau Mutter. . .“

II.

Drei Tage nach diesem nächtlichen Rezeptieren im „Silbernen Greifen“ zu Kaltlustheim stand der Apotheker Karl Philipp Scheible wieder am Arbeitstisch und stellte ein neues Pulver für die erkrankte Frau Bürgermeister Stephanie Scholterer her. Mit einer ihm sonst ganz fremden Unruhe hatte er den zweiten Besuch ihrer Tochter erwartet, und als nicht diese, sondern des Bürgermeisters Babette mit dem ersehnten Rezept erschienen war, hatte er in der Gegend, in der nach ärztlicher Feststellung der Herzmuskel liegt, ein deutliches Pochen und Hämmern verspürt. Die kleine dicke Person mit den klozigen Fischaugen aber hatte er auf eine spätere Stunde bestellt.

Während des Reibens, Wiegens und Abteilens mußte er immerfort an Fräulein Helene Scholterer denken. Ob sie nun wohl die „Goldenen Mehren“ von Joachim Burger gelesen hatte, und welches mochte der Eindruck sein, den sie davon gewonnen?

Er faltete das erste Pulver zusammen. Gewiß, des Bürgermeisters Tochter war ein feines, liebes Geschöpf, das einen braven Mann schon glücklich machen konnte. Sie hatte, das wußte er von Minna Demuth, in Mannheim die Töchterchule besucht, war dann in einer Genfer Pension gewesen und stand nun seit Jahren ihrer kränklichen Mutter als Helferin und Pflegerin treulich zur Seite.

Wieder glitt ein fertiges Pulver aus den fleißigen Händen, und weiter dachte der Apotheker nach. Das Fräulein war recht, daran war nicht zu zweifeln, und der Gedanke, es einst als junge Herrin in der Apotheke schalten und walten zu sehn, hatte nichts Schreckhaftes mehr für ihn. Nur mit dem Alten, dem Bürgermeister, Hopfenhändler und Spargelzüchter Eduard Scholterer, konnte er sich nicht recht stellen. Der Mann war Politiker vom Scheitel bis zur Zehe und hatte daneben nur wirtschaftliche Interessen. Alles Höhere, alles Schönggeistige — von Poesie

ganz zu schweigen! — war ihm gleichgültig. Wie sollte der sich bewegen lassen, seine Tochter einem ästhetisch veranlagten Apotheker zu geben, zumal jetzt, da sein einziger Sohn auf dem Schlachtfeld bei Hpern lag und das umfangreiche Geschäft nach dem Tode dieses prächtigen Jünglings keinen Nachfolger hatte? Die arme Helene! Sicherlich wurde sie über kurz oder lang einem Mannheimer Kaufmann ausgeliefert und mußte ihr blühendes Leben zwischen Hopfen und Spargel verrinnen lassen.

Das dritte Pulver lag eingekapselt auf dem Tisch. Beim Herstellen des letzten überkam den emsigen Schaffer plötzlich der unbezwingliche Drang zum Dichten. Er sah im Geiste das schöne Mädchen, wie es in nächtlicher Stunde bei ihm erschien und ihre großen dunklen Augen voller Sorge auf ihn gerichtet hielt. Und mit den Bildern kamen die Worte, und ehe die Arbeit ganz beendigt war, schrieb er die ihm zugeflogenen Verse auf Dr. Berthes' Rezept:

Weißt du es noch? Es war in dunkler Nacht,
Ich war daheim in meiner Einsamkeit,
Da hört' ich deinen lieben Schritt ganz sacht
Und sah im Lampenlicht dein graues Kleid.

Um deine Schulter floß ein buntes Tuch,
Das wob von Blumen einen Kranz um dich,
Mir war's, als wär' des Frühlings Blütenflug
In jener Nacht gekommen über mich.

Du sprachst nicht viel, mir aber war's Gesang,
So tief empfand ich deines Wesens Macht,
Und als du schiedest, war es stundenlang
Noch hell um mich in jener dunklen Nacht...

Im Drange des Schreibens hatte er das Eintreten eines Kunden völlig überhört. Nun sah er von seinem Rezeptblatt auf und hätte in freudigem Schrecken beinahe das letzte Pulver verschüttet, als Helene Scholterer vor ihm stand.

„Komme ich recht, Herr Apotheker?“

„Sofort, mein verehrtes, liebes Fräulein. Nur noch die letzte Dosierung. Bitte, nehmen Sie Platz.“

Eine kleine Pause entstand.

„Wie geht es Ihrer lieben Frau Mutter? Ist Besserung eingetreten?“

„Seit gestern abend, ja. Herr Doktor Berthes hält den Anfall für überstanden.“

Die Blicke der beiden ruhten sekundenlang ineinander. Die junge Dame entdeckte im Auge des Apothekers einen hellen Glanz, der wohl der geneigten Mutter galt, und auch Karl Philipp Scheible stellte mit innerer Freude ein warmes Leuchten im Auge seiner schönen Besucherin fest.

„Ich habe Ihnen, Herr Scheible, noch herzlich zu danken für das Gedicht, das Sie mir kürzlich zum Lesen gaben. Kennen Sie Joachim Burger persönlich?“

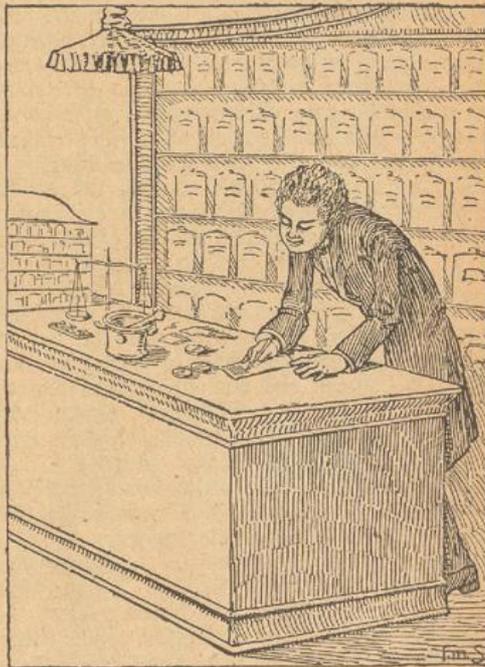
Er wurde verlegen und konnte nur nicken.

„Dann jagen oder schreiben Sie ihm, daß er

in mir eine neue Verehrerin seiner Kunst gewonnen hat.“

Des Apothekers runder Kopf stand in rotem Feuer. „Die Verse haben Ihnen also gefallen?“

„Ich habe mich herzlich daran erquickt. Das muß ja ein lieber, warmherziger Mensch sein,



Er schrieb die Verse auf Dr. Berthes' Rezept.

dieser Joachim Burger. Aus seinen „Goldenen Lehren“ spricht so viel zartes Empfinden und echtes Naturgefühl. Nur ein grundguter Mensch kann so etwas schreiben.“

Wieder kam eine Feuerwelle über den Wollkopf. „Dürste ich Ihnen gelegentlich mehr von meinem . . . Freunde zeigen?“

„Ich wäre dankbar dafür . . .“

In Karl Philipp Scheible, dem Apotheker „Zum silbernen Greifen“, sprang ein verwegener Gedanke auf. „Fräulein Helene Scholterer, wozu das Versteckenspielen zwischen ehelichen Menschen? Der Joachim Burger bin ich, und hier ist mein letztes, soeben entstandenes Gedicht.“ Mit bebenden Händen, nun doch erschrocken über so viel Wagemut, reichte er ihr das Rezept des Raktlustheimer Kreisarztes über den Tisch weg.

In dem plötzlich eingetretenen Schweigen klang das Plätschern des Brunnens von der Straße laut und vernehmlich. Wie kleine Geister mit schwarzen, drolligen Gesichtern standen die Töpfe und Flaschen auf den Regalen und starrten von ihrer Höhe nachdenklich-ernst auf den erregten Apotheker und auf das lesende Mädchen, das

seinen tief erglühenden Kopf auf das Papier geneigt hielt. Nur der die Gifte bewachende Totenschädel hinten am Schrank konnte sein Grinsen nicht lassen und schien mit den Kiefern zu flitschen.

Endlich richtete das Fräulein sich auf. Ganz langsam und feierlich, doch ohne Befangenheit. „Herr Apotheker Scheible, ich habe Ihnen viel, sehr viel abzubitten. Wir Töchter Kaltlustheims haben Sie oft verspottet, weil wir Ihr einsames Wesen gar nicht begriffen und Sie für einen Sonderling hielten. Besonders ich habe es an Spott und häßlichen Worten nicht fehlen lassen. Heute berene ich es. Verzeihen Sie mir!“

Dem wackeren Apotheker traten bei diesem Bekenntnis Tränen der Rührung in die wasserblauen Augen. Sein runder Wollkopf stand schief auf der linken Schulter, und seine langen, mageren Beinchen konnten das Gewicht des Körpers kaum tragen. „Sie haben mir gar nichts abzubitten, Fräulein Helene. Ich weiß ja, daß ich auf alle Fernerstehenden lächerlich wirke. Warum hätte es bei Ihnen eine Ausnahme sein sollen?“

Wieder klangen des Mädchens Worte ganz ernst und feierlich: „Ich schäme mich aber, Herr Apotheker; wirklich, ich schäme mich.“

Er ging um den Arbeitstisch herum, trat auf die Glührote zu und faßte mit zarter Scheu ihre Hand. „Lassen wir das Vergangene, teuerstes Fräulein. Was Sie mir sind, haben meine Verfe Ihnen verraten. Was ich Ihnen bin, das muß ich von Ihnen erst hören . . .“

Es war gesagt. Der Apotheker „Zum silbernen Greifen“ in Kaltlustheim hatte der Bürgermeistertochter Helene Scholterer nach allen Regeln der Kunst seine Liebe erklärt; nun war das Gestehen und Bekennen bei ihr. Sie sah ihn an, ehrlich und fest, wie es ihrer geraden Natur entsprach. Und während sie sich erhob und ihre Hand sanft aus der seinen löste, gab sie ihm Antwort: „Ich habe von Joachim Burger gesagt, daß er ein lieber, grundguter Mensch sei. Mein Urteil nehme ich nicht zurück. Nur müssen Sie mir Zeit zum Bedenken lassen, ehe ich Ihnen mein Letztes und Bestes gestehe. Das alles kam ja so schnell und verwirrend.“

„So darf ich hoffen?“
Sie lächelte spitzbübisch fein. „Wenn Sie den Mut haben, Herr Apotheker, auch meinen Vater für sich zu gewinnen, die Tochter wird Ihnen kaum ernstliche Schwierigkeiten bereiten.“

Richtig, der Bürgermeister! Der Apotheker hatte in seiner zärtlichen Stimmung gar nicht an den gedacht. Natürlich, der mußte bezwungen werden, in ehrlichem Kampf Mann gegen Mann. Er wußte, der hielt ihn für einen unverbesslichen Idealisten und schlechten Politiker, den die Not und der Ernst der Zeit unberührt ließen. Doch nur Geduld! Dem wollte er schon zeigen, was ein verliebter Apotheker für seine Liebe zu

tun imstande war. Für seine Liebe und sein Vaterland! Und wenn er den Beweis erbracht hatte, daß auch ein Apothekersmann, ein heimlicher Dichter, und ein stiller, weltcheurer Mensch ein ganzer Kerl sein konnte, dann sollte der „Silberne Greif“ zu Kaltlustheim wohl bald eine junge Gebieterin haben.

Mit einer Beredsamkeit, die ihn selbst verblüffte, setzte er der jungen Dame seinen soeben gefaßten Plan auseinander. „Zweifeln Sie nicht, liebe Helene, es wird mir gelingen. Der Kranz hängt hoch, doch ich werde ihn holen. Und dann, Fräulein . . . dann . . .?“

„Dann will ich den Kranz mit eigenen Händen über die Tür des „Silbernen Greifen“ hängen . . .“

III.

Im „Grünen Hopfen“ zu Kaltlustheim, dem Hauptquartier der Vaterländischen Partei, ging es zwölf Tage später hoch her. Mit der Einwohnerchaft des Städtchens waren aus vielen Dörfern und Höfen der Umgegend Bauern und Bäuerinnen erschienen, um die Reden sich anzuhören, die den Wahlen für eine neue Volksvertretung vorangehen sollten. Die Sturmflut der weltgeschichtlichen Ereignisse, der jähe Zusammenbruch des deutschen Volkes nach Jahren größten Heldentums und unaussprechlicher Opfer und der aus tiefen Quellen sprudelnde Drang, der allgemeinen Verwirrung und Unsicherheit im Land ein Ende zu bereiten, hatten das Gewissen der Leute geweckt und ihr Verantwortungsgefühl für die vaterländische Sache gesteigert.

Kopf an Kopf saßen und standen die Kaltlustheimer Bürger mit ihren ländlichen Nachbarn im großen Saal des ehrwürdig alten Gasthofs. An der Stirnwand des Raums, dessen Fenster mit roten und gelben Tüchern zugedeckt waren, hatten die Leiter der Volksversammlung an einer weißen Tafel Platz genommen. Keiner der Honoratioren fehlte. Zur Linken des Bürgermeisters Scholterer saß Dr. Berthes, der Kreisarzt Kaltlustheims, während zur Rechten der Redner des Abends, Dr. Andreas Meißner aus Geroldsau, zu sehen war. Auch eine Dame, die Gattin des Amtsrichters Willinger, war am Vorstandstisch, um die politische Gleichstellung der Frauen durch ihre Anwesenheit zu bekunden.

Das Summen und Schwirren von hundert und aber hundert Stimmen brach ab. Die Glocke des Präsidenten hatte Ruhe erbeten, und aller Augen richteten sich auf Scholterer, der würdig und schlicht die Gäste willkommen hieß, den Zweck des Abends betonte und dann mit artiger Verbeugung Herrn Dr. Meißner aus Geroldsau das Wort erteilte.

Und Dr. Andreas Meißner sprach. Mit der Gewandtheit des Volksredners und der Treffsicherheit des Volkstemmers. Jedes Wort fast war ein Schlag, der auch dem härtesten Bauern-

schädel einging. Er würdigte den furchtbaren Kampf der deutschen Heere gegen eine Welt von Feinden, er legte die Gründe dar für das jähe Erschlaffen der längst überspannten Volkskraft, er schilderte Ursache und Wirkung der deutschen Revolution und forderte dringend zu engem Zusammenschluß auf, damit das Land die inneren Krisen überwinde und einer besseren Zukunft entgegengehe. „Und dann, verehrte Volksgenossen, die Ihr durch Euer Erscheinen Zeugnis abgelegt habt von Eurem Willen zur Tat, laßt den Wahltag nicht ungenützt vorübergehn! Wählt die Vertreter unserer Partei, und Ihr wählt eine sichere Zukunft. Das Vaterland über alles! Es lebe hoch!“

Wieder verlangte die Glocke Ruhe nach dem brausenden Beifall, den die Rede Meißners gefunden hatte. Es wurde still in dem von Hitze und Tabakqualm dampfenden Saal, und jeder sah zur Tribüne empor, auf der soeben eine seltsame, wunderliche Gestalt erschien. Ein zarter Körper mit dickem Wollkopf zeigte sich neben dem Vorstandstisch und schob sich nicht ohne Mühe an das Rednerpult, wobei die in braunen Höschen steckenden Beine ein paar zappelnde Bewegungen vollführten.

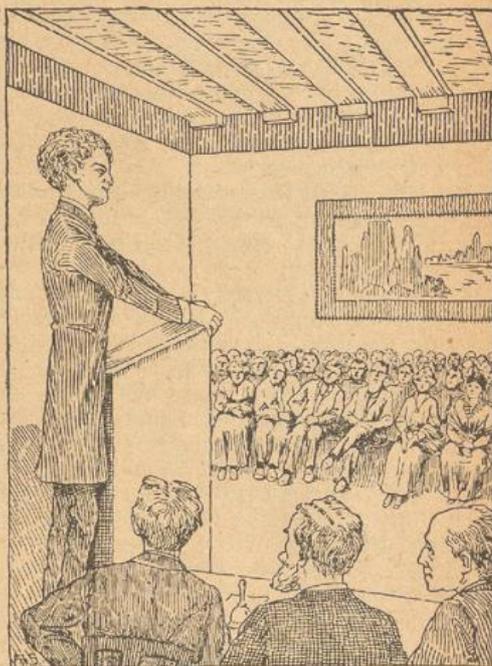
„Herr Apotheker Scheible von Kaltlustheim, unser verehrter Mitbürger, hat das Wort. Ich bitte dringend um Ruhe!“

Dem weltfremden Mann auf dem einsamen Posten über der Volksmenge wollten für Augenblicke die Sinne vergehen. Er legte den schweren Kopf tief auf die linke Schulter und sah besagen und unsicher ins Leere. Hatte er seine Kräfte nicht doch überschätzt? War er fähig, die rechten Worte zu finden, die er in langen Nächten sich ausgedacht hatte und die in den Herzen der Hörer nun zünden sollten wie der Funke im Pulverfaß? Er griff mit den Händen zur Brüstung des Pults, wie um Halt zu gewinnen, riß sich zusammen und faßte die schwarze, unbewegliche Masse zu seinen Füßen ins Auge. Da sah er auf einer der vordersten Bänke Helene Scholterer, des Bürgermeisters Tochter, um deren willen er das Wagnis unternommen. Sie hielt die gefalteten Hände im Schoß und sah ganz still auf ihrem Platz, als ob sie betete. Und wie sein Blick ihr dunkelleuchtendes Auge erfaßte, und wie ihr holdes Frauenlächeln ihn sanft ermunterte, da lief ein Strom von Trost und Kraft von ihr zu ihm. Er fühlte nur sie und immer nur sie, und seine Schwäche zerrann wie Nebel unter der Sonne. Und allen verständlich sprach er mit klingender Stimme die Worte:

„Ihr lieben Freunde von nah und fern! Ein Kundiger hat Euch soeben gesagt, wozu Ihr heute hierher gekommen seid. Ihr dürft von mir nicht hoffen, daß ich nun auch politisch rede. Ich weiß nicht viel von Politik und stehe der

Weisheit und der Sicherheit dieser Herren fern. Mich treibt die Liebe zu Volk und Heimat an diese Stätte, um Euch zu sagen, wie mir's ums Herz ist.

„Wir alle, teure Landsleute, stehen in schwerem Leid und tiefer Betrübnis. Wir haben einen Krieg verloren, der um die Weltherrschaft ging und dessen Verlust uns brennt wie eine schmerzhafteste Wunde. Wir wissen nicht, warum wir so tief gedemütigt, so schwer mißhandelt werden.



Er legte den schweren Kopf tief auf die linke Schulter und sah besagen und unsicher ins Leere.

Wir können nicht glauben an das Urteil der Welt, das uns ein böses und arges Räubervolk heißt und das uns verdammt, als wären wir unwürdig, unter den Völkern der Erde in Ehren zu leben.

„Ich liebe und achte mein Volk, weil ich es kenne. Vieles hat es in diesen grausamen Zeiten gelitten und vieles ist ihm zerstört worden. Man hat uns den Hunger ins Land getragen, wir haben gedarrt und sind im Darben verzweifelt. Die Satten sind glücklich, und glückliche Menschen sind gut. Uns hat man die Häfen gesperrt, die Früchte der Welt verjagt. So wurden wir schwach und erbärmlich. Aus Angst vor dem Hunger haben wir Würde und Ehre hintangesezt und sind verzweifelte Wege gegangen. Wucher und Habgier, Haß und Verachtung sind wie reizende Wölfe über das Land gekommen und haben die Besten gebissen. Wer trägt die Schuld?

Wer wagt es, Steine auf unser mißhandeltes Volk zu werfen?

„Ihr lieben Freunde, ich sehe mich um im Land talein und talaus. Wißt Ihr, wie's früher da aussah? Wir hatten blühende Felder und fruchtbare Weinberge. Die Ställe und Weiden waren voll herrlicher Viehs, die Gärten voll reichlicher Früchte. In unsern Städten saßen der Fleiß und die Tüchtigkeit am Stuhl und webten Großes für alle Welt. Künste und Wissenschaften hatten die Führung und zeigten denen jenseits der Grenzen und über den Wassern, was deutsches Simmen und deutsches Denken vermögen. Glückliche, ja glücklich waren wir alle, ohne es recht zu beachten. Und dieses Glück, meine Freunde, hat man uns nicht gegönnt. Die Welt sah neidvoll auf unser Werk, ihr Neid ward unser Verderben.“

Der Redner hielt inne und sah wie aus weiten Fernen die große Gemeinde, die andächtig seinen Worten gefolgt war. Nun schöpfte er Atem und drängte zum Schluß:

„Was soll jetzt werden in dieser Zeit des Verfallens und Sinkens? Sollen wir nutzlos das Alte beweinen und grollend die Faust in der Tasche ballen? O nein, meine Freunde und Volksgenossen, nur eines, eines allein kann uns retten und wieder zur Höhe emporziehen: Das ist die Arbeit! Schaffet tagein und tagaus, Woche um Woche und Jahr um Jahr. Und ferner: Seid einig, lernt Euch vertragen! Wir haben Kronen zer Sprengt und tiefe Risse dem Volkstum geschlagen. Nicht weiter auf diesem entsetzlichen Weg. Jede Zerstörung ist sinnlos und furchtbar. Schließt Euch zusammen, so eng und so fest Ihr könnt. Der Sünden stehe zum Norden, und beide mögen zu Ost und West sich bekennen. Haltet zum Reich, meine Lieben, dann wird der Segen nicht ausbleiben. Dann wird unser Land von neuem erstarken und glücklich sein. Heilige deutsche Erde, ich grüße dich in dieser Stunde der Not aus glühendem Herzen...“

Den seltsam bewegenden Worten des still zurücktretenden Redners folgte sekundenlanges Schweigen. Die fast prophetisch vorgetragene Sage hatten ihre Wirkung getan. Endlich löste der Bann sich von den Hörern. Ein Beifallsturm, wie Kalklustheim ihn selten zu hören bekommen, rauschte dem wieder schüchtern gewordenen Mann entgegen und jagte ihm helle Röte ins blasse Gesicht. Ein Bauer aus Stellheim am Berg, der von den Worten besonders gepackt war, riß sich empor und rief mit dröhnender Stimme ins Haus: „Der Apotheker hat recht. Haltet am Reich, dann werdet Ihr glücklich! Hoch Deutschland! Es lebe das Reich!“ Und wieder streckten sich Arme, Tücher und volle Gläser empor, wieder umbrauste den Mann aus dem „Silbernen Greifen“ des Volkes Begeisterung.

Endlich kehrte die Ruhe zurück. Der Vorsitzende Bürgermeister Scholterer trat an den Apotheker heran und sprach, ihm herzlich die Rechte schüttelnd, mit starker Stimme: „Sie haben soeben, verehrter Herr Apotheker, den Dank von Hunderten badischer Männer und Frauen entgegennehmen können, so daß mir nur wenig zu sagen bleibt. Wir danken Ihnen von Herzen für jedes Ihrer mahnenden und aufrichtenden Worte. Der Vorstand des Vaterländischen Vereins unterzieht sich dieser Ehrenpflicht um so lieber, als es das erste Mal war, daß wir Sie hier als Redner begrüßen durften. Wer so, wie Sie, die Not und das Leid unseres Volkes versteht und, ohne Politiker zu sein, das rechte Wort für unsere nächsten Aufgaben findet, der wird, so dürfen wir hoffen, noch oft mit Segen unter uns wirken. In dieser Hoffnung danke ich nochmals von Herzen...“

Als Apotheker Scheible, nun doch erschöpft von der ihm völlig neuen Aufgabe, sich vom Vorstand verabschiedete, um alle Einzelheiten des Abends auf ihren Gewinn hin in seiner Apotheke nachzuprüfen, gab Bürgermeister Scholterer ihm das Geleit durch den Saal. Hier trafen sie mit Fräulein Helene zusammen, die gleichfalls zum Fortgang gerüstet war.

„Helene!“
Die junge Dame wandte den Herren sich zu. „Was sagst du, Kind, zu unserm Apotheker? Hat er nicht prachtwoll gesprochen?“

Statt jeder Antwort gab sie dem also Gepriesenen die Hand: „Haben Sie Dank, Herr Apotheker. Der Abend wird mir unvergeßlich sein.“

„Und nächsten Sonntag,“ fügte der Vater hinzu, „dürfen wir Sie als unsern lieben Gast willkommen heißen? Es wäre uns eine Freude und Ehre, Sie bei uns zu sehen. Wir feiern dann gleich die Wiebergenehung meiner Frau.“

Das Städtchen lag tief im Dunkel der Nacht, als Apotheker Karl Philipp Scheible und Fräulein Helene Scholterer den Heimweg gemeinsam antraten. Es hatte ein wenig geschneit, nun bligten vereinzelte Sterne durch das schwere, zerrissene Gewölk. Vom Kathausturm klangen zehn helle Schläge hinaus in die nächtliche Stille.

„Nun, liebes Fräulein, hab' ich den Kranz mir geholt, von dem wir damals sprachen?“

In jäh ausbrechender Bärtlichkeit schmiegte die junge Dame sich enger an ihren Begleiter an: „Nicht nur geholt, Herr Apotheker, auch reichlich verdient!“

„Und werden liebe Hände ihn mir an die Tür des „Silbernen Greifen“ hängen?“

Zehn Finger in weichen Pelzhandschuhen tasteten durch das Dunkel und zogen den runden Wollkopf des Apothekers herzlich herab.

„Helene! Liebste!“

Und ehe der Apotheker recht wußte, wie ihm geschah, brannten zwei junge Mädchenlippen auf

seinem Mund. „Das ist mein Dank für dein letztes schönes Gedicht, du Lieber. Und wenn du kommst, nächsten Sonntag, dann feiern wir mit Mutters Genesung unser Verlobungsfeft. Der Vater hat ja immer einen Politiker für mich gewollt . . . Nun hat er ihn . . .“

Die Uhren.

Von Ludwig Aurbacher.

Zu Basel, der Stadt, sind vorzeiten alle Uhren um eine Stunde zu früh gegangen, so daß, wenn's zum Beispiel in Liestal elf Uhr war, die Glocke in Basel bereits alle zwölf schlug. Diese sonderliche Gewohnheit war zur Zeit großer Not aufgekomen, wie die Chronik erzählt. Es hatten nämlich die gemeinen Bürger von Basel einst einen Aufruhr vor, und zum Ausbruch desselben war die Stunde der nächsten Mitternacht Schlag zwölf anberaumt worden. Der Rat, hiervon zu noch guter Zeit benachrichtigt, ließ hierauf in der nämlichen Nacht alle Glockenuhren der Stadt die verabredete Stunde überspringen und statt zwölf e i n Uhr schlagen. Hierdurch wurden die Empörer irregemacht. Jeder bildete sich nämlich ein, daß er die Stunde verfehlt hätte; und weil in der verslossenen Stunde alles still und ruhig geblieben war, so glaubte auch jeder, daß seine Mitverschworbenen eines andern Sinnes geworden wären; er hielt sich also gleichfalls ruhig, und aus dem vorgehabten Aufruhr ist nichts geworden. Zum Andenken aber an diese Begebenheit und zur Mahnung, daß die Obrigkeit immer wachsam sei, ließen die Herren vom Rat die Uhren fortan gehen, wie sie in jener Nacht gestellt worden waren.

Lange Zeit nachher — die Einwohner hatten sich an die sonderbare Einrichtung schon gewöhnt, als mußte es so sein —, da ward von dem Räte der Beschluß gefaßt, daß, um mit dem Zeitgeist gleichen Schritt zu halten, die Baseler Uhren wieder in Uebereinstimmung gebracht werden sollten mit denen in der übrigen Welt. Also wurden in einer Nacht alle Uhren um eine Stunde zurückgestellt. Da hätte man aber sehen sollen, welche Unordnung hierdurch in der ganzen Stadt entstanden. Gleich des Morgens kamen die Gesellen und andere Arbeiter um eine Stunde zu spät zum Werk, die Käufer und Verkäufer zu spät zum Markt, die Kinder und andere Leute zu spät in die Kirche und zur Schule. Es gab Zank und Streit überall, in allen Familien. Mittags um elf Uhr waren freilich alle zur rechten Zeit bei Tische (der Hunger kennt keine Uhr); aber um so träger gingen sie um zwölf Uhr zur Arbeit, die sie erst um ein Uhr zu beginnen gewohnt waren. Der Nachmittag lief im allgemeinen

ruhig und ordentlich ab, außer daß einige Basen und Gevatterinnen, die auf drei Uhr (alten Stils) geladen waren, genau um drei Uhr (neuen Stils), also um eine Stunde zu spät kamen, so daß der Kaffee verrauchet und die Milch verdorben war, was viel Mißvergüügen machte. Ueber Abends ging erst der Spektakel recht los. Es hatten gar viele Landleute, die in der Stadt, und viele Stadtleute, die auf dem Lande waren, die Zeit der Torsperrre verabsäumt, welche früherhin auf sieben Uhr, jetzt auf sechs Uhr festgesetzt war. Da entstand denn großes Gemurre ob den Straßpfennigen, welche die Pfortner einforderten. Zum vollen Ausbruche kam jedoch das Mißvergüügen um zehn Uhr, zur Stunde, wo in den Wirtshäusern ausgeboten wurde.

Die Bürger, ohnehin schon erboßt über die Neuerung, wie sie's nannten, und vollends erhitzt durch das genossene Getränk, weigerten sich, die Trinkstuben zu verlassen. Es sei Herkommen, sagten sie, daß erst um elf Uhr die Wirtshäuser geschlossen und die Gäste ausgewiesen werden sollen. Also steht es geschrieben. Löblicher Rat habe keine Befugnis, nach Willkür neue Ordnungen zu machen und die Bürgerschaft in ihren alten Rechten zu schmälern. Gehorsam sei man von unten herauf nur so lange schuldig, als von oben herab Gerechtigkeit geschehe. Als die Ratsherren das erfuhren, und später die Kunde erhielten, daß Gefahr sei zu förmlichem Aufruhr gemeiner Bürgerschaft, so versammelten sie sich noch zu derselbigen Stunde auf dem Gemeinshause, und nach kurzer Ueberlegung faßten sie den Beschluß, daß es in Ansehung der Uhren beim alten bleiben solle. Also zur Zeit, wo es hätte zwölf schlagen sollen, schlug es eins; und die Bürger, als sie das hörten, gingen zufrieden nach Hause. Von der Zeit an war wieder Ruhe zu Basel, der Stadt.

Leser, welche sich aus jeglicher Geschichte eine Lehre absehen wollen, können sich hier diese abnehmen: Erstens, der Zweck aller Einrichtung in Haus und Stadt ist Ordnung und Friede. Zweitens, Sitte, Gewohnheit, eigener Wille ist der Gesellschaft, wie den einzelnen, ihr Himmel. Drittens und letztens: ob ein Volk ein Jahrhundert zu spät oder ein Jahrhundert zu früh daran sei, ist dann gleichgültig, — wenn das Volk unter den obwaltenden Umständen das ist, was es sein kann und soll: durch Ordnung gut und durch Frieden glücklich.

~~~~~

Zimmer geht vom Hauswesen jede wahre und beständige und echte Volksgröße aus; im Familienglück lebt die Vaterlandsliebe, und der Hochaltar unseres Volkstums steht im Tempel der Häuslichkeit; für sie kann jeder leben, er sei reich oder arm, vornehm oder gering, einfältig oder gelehrt, Mann oder Weib.

Jahn.